

OPTION – Spuren der Erinnerung

Optionsgeschichte Mathias Tasser

Liebe Leser der Südtiroler Heimat!

Für diese Ausgabe der SH habe ich einen sehr interessanten Interviewpartner getroffen. Im Vereinsheim der „Sängervereinigung Wolkensteiner“ treffe ich mich mit dem Obmann und Chorleiter der „Wolkensteiner“, Emmanuel Dallapoza, um über seine Familie, die aus dem Fassatal stammt, zu plaudern. Im Laufe des Gespräches kam ich auch auf die Familie seiner Mutter zu sprechen, eine geborene

Tasser, die ihre Wurzeln in St. Johann in Ahrntal hat. Bei diesem Gespräch zeigte er mir ein Manuskript vom Sohn des Mathias Tasser (Mathias Tasser ist der Bruder des Großvaters von Emmanuel Dallapoza) über seinen Großonkel. Diese Geschichte zeigt die Zerrissenheit der Menschen die durch die Option in eine Gewissenslage gedrängt wurden, die dem Raum für Menschenwürde und Gerechtigkeit keinen Platz oder fast keinen Platz ließ. Bis jetzt habe

ich in der SH über Erfahrungen und Lebensgeschichten berichtet, die die Übersiedlung in das „Deutsche Reich“ und die Bürden der Eingliederung in eine neue Gesellschaft zum Thema hatten. Diese Optionsgeschichte hat eine ganz andere Qualität. Sie spielt in Südtirol. Unbekannterweise möchte ich dem Autor der Lebensgeschichte seines Vaters danken, dass er mit so viel Akribie schmerzhaft Erinnerungen, beginnend im Jahre 1941, nachgezeichnet hat.

Autor der Erinnerungen an seinen Vater:

Rudolf Tasser, studierte in Innsbruck Geschichte und Germanistik, unterrichtete an Mittel- und Oberschulen, ab 1990 Direktor des Südtiroler Landesbergbaumuseums.

NS: In der nächsten Ausgabe der SH möchte ich über Emmanuel Dallapoza berichten, der einen der namhaftesten Chöre Tirols leitet.

Erinnerungen an meinen Vater, Mathias Tasser!

(ungekürzte Fassung)



Mathias Tasser

Vorbemerkungen:

Mein Vater Mathias Tasser war ein sehr guter Erzähler. Wenn er von einer Zeit als Deserteur während des zweiten Weltkrieges erzählte, tat er das mit großer Leidenschaft, so als würde er das Erlebte erneut durchmachen.

Obwohl sich dabei ein ziemlich schonungsloses Bild zumindest eines Teils seiner Ahrntaler Mitmenschen ergab, entsprangen dem keine Rachegefühle, sondern mehr eigentlich nur Verwunderung darüber, dass der Fanatismus der Nazis auch die anscheinend standfesten katholischen Ahrntaler so sehr verseucht hatte, dass viele von ihnen zu Jägern jener wurden, die den Nazi-Irrsinn nicht mitmachten, dem sie selbst sich ohne viel Überlegungen an den Hals geworfen hatten. Und das hatte ohne Zweifel die große Mehrheit getan. Dass die Nazi-Bande, die Südtirol damals kujonierte (Anm. d. Red. quälen, schikanieren, beleidigen), nach dem Kriege dann überhaupt keine

Konsequenzen zu tragen hatte, ist nicht nur eine Südtiroler Eigenheit. Wie hätten die Wenigen auch mit den Vielen abrechnen sollen? Das wäre der Krieg nach dem Krieg geworden. So war es vielleicht sogar gut, dass die Dorf- und Ortsbürgermeister nach einer vierjährigen Schämfrist wieder als Bürgermeister auf den Dorfthronen Platz nehmen durften, um dann jahrzehntelang dort sitzen zu bleiben, ohne dass jemand auch nur zu fragen wagte, wie das damals gewesen war. Die Folge war, dass die Wenigen, die dem verbrecherischen Regime der Nazis nicht auf den Leim gegangen waren, weiterhin eine Randgruppe blieben, auf die man herabsah. Wenn das geschehen wäre, um

das schlechte Gewissen zu verdecken, dann hätte man darin auch etwas Positives sehen können, aber in den allermeisten Fällen war kein schlechtes Gewissen da. Wenn diese Leute unter sich waren, sprachen sie auch zwanzig Jahre nach dem Kriege noch von den „Unserigen“, wenn sie sich und Ihresgleichen meinten und bedauerten, dass der Führer gegen so viel Verrat nicht mehr angekommen sei. Es ist in Südtirol bis heute nicht ratsam, sich für ehemalige Widerständler einzusetzen. Auch ein an und für sich so mutiger Mann wie Dr. Friedl Volgger hat das einsehen und sich dem beugen müssen. Zunächst veröffentlichte er in der Novembernummer

des „Volksboten“ aus dem Jahre 1945 die Namen der Naziwiderständler, und zwar auch jene der Deserteure. Danach ist er aber in keiner Weise mehr aktiv geworden. Es wäre auch ganz und gar undenkbar gewesen, dass er seine politische Karriere, die ihn immerhin bis in den römischen Senat führte, etwa als Funktionär einer Organisation von ehemaligen Widerständlern hätte starten können. So eine Organisation hätte es aber gebraucht, um einmal der allgemein verbreiteten Ansicht entgegenzutreten, die Deserteure seien Drückeberger, die sich dem großen Vaterlande verweigert hätten, als es sie am meisten brauchte, zum anderen aber auch, um ihnen wirtschaftliche Entschädigungen zumindest im gleichen Maße zukommen zu lassen wie den anderen Kriegsoffizieren und Frontkämpfern. Es ist heute noch so, dass die Teilnahme an Hitlers Krieg, der zu den größten Verbrechen der Menschheitsgeschichte gezählt werden muss, bei uns immer noch unter Heimatverteidigung und Pflichterfüllung läuft.

Ich habe mir einige Male vorgenommen, die Erzählungen meines Vaters auf Tonband aufzunehmen. Es ist aber dann nie dazu gekommen. Als er im März 1982 ins Brunecker Krankenhaus kam, war es zu spät. Ich habe dann meine Mutter kurz vor deren Tod einmal befragt, aber sie wusste über das Schicksal meines Vaters nicht viel mehr als wir durch seine Erzählungen auch wussten. Wo sie sich genau auskannte, war die Zeit vorher, mit der unglücklichen Involvierung in die



Die Tratte, Heimathof der Familie Tasser

Affäre um die Entführung der Unterbrennkinder in St. Johann, womit alles begonnen hatte. Mein Vater lebte vom Februar 1943 an als Deserteur im Walde. Mit zwei Jahren und drei Monaten gehörte er am Ende des Krieges zu den dienstältesten Deserteuren im Ahrntal.

Verdächtig gemacht und die Folgen

Als sie geschah, dachte zunächst niemand, dass die kleine Begebenheit Folgen haben würde. Auch nicht die daran Beteiligten. Meine Eltern saßen zusammen mit der alten Gemeindehebamme am Söller des Oberscharnhauses in St. Johann, wo sie seit 1941 wohnten, und schauten auf die Straße hinunter und zum gegenüber liegenden Unterbrennhaus hinüber. Sie redeten über dieses und jenes und unterbrachen das Gespräch, als vom Unterbrenn eine Frau zwei Kinder, die sich im schulpflichtigen Alter befanden, mehr oder weniger mit Gewalt über die Brücke in Richtung Straße zu zerren versuchte. Die Frau war zart und bleich und schien gegen die grimmig sich wehrenden, weinenden Kinder den

Kürzeren zu ziehen. Die Hebamme überkam wohl so etwas wie Mitleid und sie sagte zu meinem Vater: „Geh doch und sag, dass sie die Kinder endlich in Ruhe lassen soll.“ Was er dann auch tat. (Kommentar meiner Mutter dazu auf Tonband: „Dea hot se olm ols ostell gilott.“) Die zwei Kinder waren die Unterbrennkinder. Sie waren im Zuge des Optionsabkommens in den Mittelpunkt des örtlichen Interesses gerückt, das Hitler und Mussolini Südtirol betreffend im Jahre 1939 abgeschlossen hatten. Die Südtiroler hatten danach die Wahl zwischen der Abwanderung ins Deutsche Reich und dem Verbleiben in ihrer Heimat, allerdings mit der Aussicht, Nationalität und Sprache dafür aufzugeben. Die Südtiroler waren schockiert. Die meisten hatte lange schon sehnsüchtig nach Deutschland geblickt, wo der Führer sich anschickte, nach dem ersten verlorenen Weltkrieg nun einen zweiten vorzubereiten, von dem sich die Südtiroler erwarteten, dass er sie vom ungeliebten italienischen Joch befreien und ins große Deutsche Reich einverleiben würde, wenn er gewonnen

wäre, woran kaum jemand zweifelte. Als der Abschluss des Optionsabkommens in Südtirol bekannt wurde, war man vom Führer enttäuscht, als er von all denen die Aufgabe der Heimat verlangte, die ihr Deutschtum erhalten wollten, aber dann willigte man ein – große Führer fordern nun mal große Opfer - und stimmte mit fast neunzig Prozent für die Abwanderung ins Reich. Wer nicht dafür stimmte war „a Walischo“ und ein Volksfeind.

Das Unterbrenn war ein kleines Bauerngut direkt am linken Ufer der Ahr, zu dem auch eine Mühle mit Stampf (Kornmühle) gehörte. Die beiden Kinder waren Waisenkinder. Zunächst war ihr Vater Blasius gestorben, dann hatte die Mutter einen Stiefvater ins Haus geholt und war dann bald danach selbst gestorben. Die zarte, bleiche Frau, die sich bemühte, die Kinder über die Brücke zu bringen, war ihre Tante Anna, eine Schwester des Vaters. Sie war als Vormund eingesetzt worden. Weil sie zu den wenigen Dableibern im Dorf gehörte, hatte sie auch für die Kinder „walsch“ gewählt, wie man sagte, wenn jemand damals für das Dableiben stimmte. Den Nazigrößen und ihren Helfershelfern im Dorf gefiel das nicht. Die Kinder wurden von ihnen in die Mangel genommen und gegen die Tante aufgehetzt, dass sie bald nicht mehr ein noch aus wussten. Sie merkten nur, dass die Tante anders entschieden hatte als die meisten Leute im Dorf und dass sie dadurch isoliert waren. Und so wehrten sie sich gegen alles, was von ihrer Tante aus-

ging. Als einigermaßen sicher war, dass die Tante für ihre Münder nicht umoptieren würde, entschloss man sich auf Seiten der Nazis, die Kinder zu entführen und sie über den Alpenhauptkamm der Zillertaler Alpen ins Deutsche Reich zu bringen. Seit Hitler im Jahre 1938 Österreich annektiert hatte, führten die Wege über die zahlreichen Jöcher des Ahrntales ja direkt ins Reich. Die Entführer drangen eines Nachts in die Wohnung der zarten, bleichen Frau ein, schlugen sie nieder, sperrten sie in ihre Kammer und nahmen die Kinder mit. Als einer der Täter, der Eggehäusl Franz, mit den Kindern am Tag danach auf dem Weg über den Alpenhauptkamm in der Platteralm im Frankbach auftauchte, zeigte es sich, dass sie für den doch eher gefährlichen Gang über das immerhin 2761 Meter hohe Frankbachjoch hinüber in den Stillupgrund nicht vorbereitet waren. Sie baten meinen Vater, der auf dieser Alm mit den anderen Dienstboten, zu denen auch meine Mutter gehörte, die damals beim Platter tagwerkte und mit Mähen von Bergheu beschäftigt war, er möge sie begleiten, weil er die Wege über die Ahrntaler Jöcher recht gut kannte. Er ging nicht mit, wohl auch, weil meine Mutter nicht einverstanden war, wie sie im Nachhinein betonte. Dafür ging Peter Mitterhofer mit, den sie Mila Pietro nannten. Er fiel dann später im Krieg. Von der Platteralm brachen die beiden Führer samt Kinder in Richtung Frankbachjoch auf, um von dort auf Reichsgründen ins Zillertal zu gelangen. Das alles geschah Mitte Juli 1941.

Als die Entführung bekannt wurde, suchten die Carabinieri nach den Tätern. Weil die Tante der Kinder davon berichtete, dass mein Vater sie seinerzeit aufgefordert hatte, die Kinder in Ruhe zu lassen, geriet er in Verdacht, zu den Entführern zu gehören. Den Nazis konnte das natürlich nur recht sein, denn solange man ihn verdächtigte, waren die wahren Täter vor Nachforschungen sicher. Es ist nie aufgekommen, wer damals die Tante niedergeschlagen und die Kinder entführt hat. Die Frage war, ob der Eggehäusl Franz nur den Begleiter über das Joch hinüber gemacht hat, oder von Anfang an zu den Entführern gehörte. Er traute sich jedenfalls nicht mehr nach Südtirol zurück, auch nach dem Kriege nicht, als die Sache für ihn längst ungefährlich gewesen wäre. Bekannten sagte er, dass er Angst vor meinem Vater gehabt habe. Ob er nach dem Tode meines Vaters je wieder im Ahrntal aufgetaucht ist, entzieht sich meiner Kenntnis. Mein Vater erzählte später, dass ihn im Gefängnis von Bruneck, wo er mehr als zwei Monate eingesperrt war, gelegentlich schon eine ungeheure Wut gepackt habe, als er sah, dass er von den Nazis benutzt wurde, und dann wünschte er den Tätern, dass sie sich selbst umbringen möchten. Als sich wenige Jahre nach dem Kriege dann der Oberfuchsstall Lois in der Nähe seines Hauses im Eidnbachl erschoss, sah es für meinen Vater ein bisschen so aus, als habe das Geschehen etwas mit diesem, seinem Wunsch zu tun, denn der Lois war seinerzeit als

recht verlässlicher Nazi-Mitläufer verdächtigt worden, an der Entführung beteiligt gewesen zu sein. Wenige Tage nachdem die Kinder über die Grenze gebracht worden waren, tauchten die Carabinieri auf der Platteralm auf und verhafteten meinen Vater. Meine Mutter ging davon aus, dass er bald wieder daheim sein werde, denn die Wahrheit musste sich ja herausstellen, war doch die Alm voll von Menschen, die bestätigen konnten, dass ein anderer die Kinder vorbeigebracht und mein Vater sich geweigert hatte, den Bergführer zu spielen. Aber es kam dann niemand mehr, der danach fragte. Mein Vater blieb dann – wie gesagt – mehr als zwei Monate im Gefängnis von Bruneck eingesperrt. In den Verhören gab er zwar an, wer die Kinder zur Platteralm gebracht und dann weiter in Richtung Grenze geführt hatte. Aber es wurde nie jemand anderer verhaftet. Als er dann Ende September 1941 aus dem Gefängnis entlassen wurde, stellte ihn die italienische Polizei auf den Brenner und schob ihn ins Deutsche Reich ab. Das war deshalb möglich, weil er ja als Optant für die deutsche Staatsbürgerschaft optiert hatte und hier – wie die anderen Optanten auch – nur so lange geduldet wurde, als er sich nichts zu Schulden kommen ließ.

Im Nachhinein hat sich gezeigt, dass man von Seiten der Dorfnazis alles versuchte, um meinem Vater die Entführung anzulasten und dass von keiner Seite etwas unternommen wurde, um an die wirklichen Täter zu

kommen. Meine Mutter konnte sich einen Rechtsanwalt nicht leisten. Sie versuchte es deshalb mit einer Frau, die den Ruf hatte, so etwas wie eine Winkeladvokatin zu sein. Als sie nach dem Kriege dann von meinem Vater zur Rede gestellt wurde, gab sie zu, unter dem Druck der Nazis erst gar nicht aktiv geworden zu sein. Wahrscheinlich ist gegen die wirklichen Entführer nie ernsthaft ermittelt worden, obwohl mein Vater die Namen der Begleitpersonen der Kinder der Polizei mitgeteilt hat. Es wirkte sich wohl negativ aus, dass er an illegalen Versammlungen der Nazis nie teilgenommen hatte und dass er folglich nicht als einer der Ihren galt. Dass er optiert hatte, genügte anscheinend nicht, um ihn zu einem vollwertigen Volksgenossen zu machen.

In Jenbach beim Reichstelegrafenamnt

Die Ausweisung aus Italien war an sich noch keine Katastrophe. Da sein Bruder Franz schon einige Jahre vorher aus Arbeitsgründen nach Mayrhofen im Zillertal übersiedelt war, fuhr er vom Brenner direkt dorthin und fand zunächst bei einem Bauern Arbeit und dann beim Telegrafenamnt in Jenbach, am Eingang ins Zillertal. Dort gehörte er zu einem Arbeitstrupp, der neue Leitungen verlegte und für die Instandhaltung der Bestehenden sorgte. Er verdiente gut, auf jeden Fall besser als bis dahin als Bauernknecht im Ahrntal. Meine Mutter litt jedenfalls keine Not und hatte so viel Geld zur Verfügung wie später lange nicht mehr. So war die Trennung von



Die Familie Tasser (Mathias Tasser, hintere Reihe 3. von rechts)

Frau und Kind zu ertragen, denn es bestand für ihn damals ein striktes Einreiseverbot nach Italien, das er auch nicht mit illegalen Jochgängen vom Zillertal ins Ahrntal aufzulockern wagte. Die Angst, dass mein Vater zur Wehrmacht eingezogen würde, war vorhanden, vor allem der seit Juni 1941 in Gang befindliche Krieg gegen Russland ließ diese Gefahr ansteigen. Allerdings wuchs gleichzeitig mit der Ausbreitung des Krieges auch die Wahrscheinlichkeit, dass Deutschland den Krieg verlieren würde und insofern stieg auch die Hoffnung, dass es doch noch gut ausgehen könnte. Mein Vater war in Mayrhofen in einem Gasthaus einquartiert, das einem Wirt gehörte, der alles eher als ein Nazi war und mit düsteren Prognosen, die Zukunft des Reiches betreffend, zumindest meinem Vater gegenüber nicht hinter den Berg hielt. Dass der Einfluss dieses Wirtes auf meinen Vater groß war, klang aus seinen Erzäh-

lungen immer wieder durch.

Nicht in den Kaukasus

Es war dann doch nicht eine freudige Überraschung, als meinem Vater im Frühsommer 1942 die Einberufung zur Wehrmacht zugestellt wurde und er sich für die sieben Monate dauernde Ausbildung nach Reichenhall begeben musste. Bevor er dort einrückte, kam er Ende Mai übers Joch für einige Tage nach Hause, was ausreichte, um für die zweite Schwangerschaft meiner Mutter zu sorgen. Als die Ausbildung in Reichenhall nach sieben Monaten abgeschlossen war, gab es einen kurzen Urlaub, bevor es Ende Februar zwecks Heimatverteidigung an die Kaukasusfront gehen sollte. Diesen Urlaub im Februar 1943 nützte mein Vater trotz des Hochwinters für einen Besuch bei meiner Mutter im Ahrntal. Als er sich von ihr, die damals hochschwanger war, verabschiedete, war zumindest sie im festen Glau-

ben, dass er einrücken und in den Kaukasus kommen würde. Auch mein Vater sagte später immer, dass er erst durch die widrigen Wetterverhältnisse – es hatte sehr stark geschneit - daran gehindert worden sei, über das Frankbachjoch ins Zillertal zu gelangen und dann nach Reichenhall zu fahren. Meine Mutter erfuhr davon erst, als Tage nach dem vermeintlichen Übergang über das Joch der NS-Ortsgruppenleiter von Steinhaus, Johann Hofer vom Garber, beim Oberscharner auftauchte und nach meinem Vater fragte, der drüben im Reich nicht angekommen sei. Meine Mutter machte sich große Sorgen, weil sie ja auch um die Wetterverhältnisse wusste, dann aber von der Schwester meines Vaters die Nachricht bekam, dass er noch im Tale sei und nicht zur Truppe zurückkehren würde.

Als sich der erste Wirbel um seine Desertation gelegt hatte, kam er dann auch eines Nachts beim

Oberscharner vorbei. Damals war das zweite Kind, meine Schwester Paula, schon geboren (28.02.1943). Diese Treffen zu Hause beim Oberscharner waren nur nachts möglich und nicht ungefährlich. Das Oberscharnerhaus lag mitten im Dorf und zusätzlich teilte meine Mutter die Wohnung im ersten Stock des Hauses mit einer ledigen Frau, die sich, wenn sie gebraucht wurde, bei Wöchnerinnen als Aufwarterin verdingte, oder auch als Krankenpflegerin. Sie hieß Cäcilia Kaiser und wurde im Dorf die „Schan Cille“ genannt. Die Frau war an sich harmlos, aber es war zu befürchten, dass sie über die Geschehnisse beim Oberscharner der alten Hebamme mehr oder weniger genau berichtete, die beim Klamperer in der unmittelbaren Nachbarschaft wohnte. Die war politisch interessiert und durch und durch nationalsozialistisch gesinnt. Dazu kam noch, dass im Parterre des Hauses, in der sogenannten „Unterstube“, zwei junge Frauen lebten, von denen eine Schneiderin war. Beide Frauen waren ledig, pflegten aber durchaus Beziehungen zu Männern, die sich aus einer jeweiligen Situation ergaben. Nach der Besetzung des Landes im September 1943 hielten sich zu diversen Tag- und Nachtzeiten deutsche Wehrmachtsangehörige in der Unterstube auf. Nach dem Kriege wurde die Wehrmacht von amerikanischen Soldaten abgelöst, wodurch sich auch die Unterstubenpopulation veränderte. Eine der beiden Frauen wurde von einem amerikanischen Soldaten geschwängert und bekam im Jahre 1946

ein Kind, das dann die ersten Lebensjahre beim Oberscharner verbrachte. Als sich die Amerikaner verzogen, folgten ihnen italienische Dadoglio-Soldaten und dann auch Finanziere und Carabinieri nach, und zwar sowohl im Tale als auch beim Oberscharner in der Unterstufe.

Mit „Nichts“ überleben

Was die wirtschaftliche Situation der Familie anging, wurde diese nach der Desertation meines Vaters bald kritisch, weil ja kein Einkommen mehr vorhanden war. Meine Mutter musste sich an dem ausrichten, was möglich war. Für Tagwerksdienste bei Bauern war angesichts von zwei kleinen Kindern kaum Zeit, außerdem war der Lohn dafür gerade für Frauen derart erbärmlich, dass sie kaum davon leben hätte können, auch wenn sie sich diesem Job vollständig gewidmet hätte. Da waren Auftragsarbeiten ertragreicher und deshalb willkommen, die zu Hause erledigt werden konnten, wie etwa das Wollspinnen oder das Stricken. Es gab Bäuerinnen, die meiner Mutter solche Arbeiten übertrugen, weil sie um ihre Not wussten. Es gab aber auch solche, die politischer Fanatismus davon abhielt, auf diese Weise Deserteure zu unterstützen und so den Endsieg hinauszuzögern. Manche Frauen brachten Krapfen vorbei oder Brot, Mehl oder Kartoffeln, aber sie taten es meist heimlich, weil es anrücklich war, Not zu lindern, die durch Desertation entstanden war. Insgesamt hielt sich diese Wohltätigkeit durchaus in Grenzen. Vom Heimathof meiner Mutter kam rela-

tiv regelmäßig Unterstützung, seltener von meinem Vater. Ich erinnere mich z.B. daran, dass Maria, die Schwester meiner Mutter, am Sonntag in der Früh immer mit Krapfen vorbeikam, wenn sie zur Frühmesse ging. Meine Mutter erzählte später, dass die zwei Jahre und drei Monate ein ständiger Kampf mit dem Hunger waren, woran ich mich z.B. nicht erinnern kann. Natürlich hat sie zuerst uns Kinder gefüttert und dann halt gegessen, was noch übrig war. Wir Kinder hatten nie gefragt, was es zu essen gibt, sondern nur, ob genug davon vorhanden sei, betonte meine Mutter immer, wenn sie von früher erzählte.

Das, was mein Vater auch während dieser Zeit durch Arbeit bei verschiedenen Bauern verdiente, war durchaus ergiebiger als das, was meine Mutter einbrachte, ganz gleich, ob er sich in Naturalien zahlen ließ oder in Geld. Es waren aber nur ganz wenige Bauernhöfe, die als Arbeitsplätze in Frage kamen. Sie mussten abseits gelegen sein, möglichst wenig Einblick von außen bieten und vor allem durften die Bauern selbst nicht zu den Nazis zählen. Solch verlässliche Plätze waren das Trippachhaus und der Schachnerhof am Rohrberg. Das Trippachhaus lag im Trippach drinnen richtig einschichtig, seine Felder waren auch von der gegenüberliegenden Talseite aus kaum einsehbar. Wesentlicher aber war, dass die Trippachhauser fürs Dableiben gestimmt hatten und so keinerlei Vorurteile gegen Leute hatte, die keine Nazis waren, Mein Vater arbeitete eine

Zeitlang ziemlich regelmäßig auf dem Feld oder im Stall im Trippachhaus mit. Um weniger aufzufallen, verkleidete er sich gelegentlich auch, indem er das schwarze Gewand der alten Trippachhauserin anzog und ein Kopftuch aufsetzte. Aber gerade das fiel auf. Einige Leute im Trippachdörfel heraußen wunderten sich über das kräftig Mist ausbreitende Weibe, sie hielten es für die alte Trippachhauserin, konnten sich aber den kraftvollen Schwung nicht erklären, mit dem sie die Mistgabel führte. Das Trippachhaus war während der gesamten Dauer der Desertation eine Art Fixpunkt für meinen Vater, mehr als sein Heimathof, auch weil dort die Gefahr von Spionen und Kontrollen größer war. Über den Radioapparat waren die Trippachhauser mit der Welt verbunden. Die Lage war für das Abhören von Feindsendern geradezu ideal. Die beiden Trippachhausbuben, der Franz und der Thomas, wurden vor allem im Winter zu aktiven Helfern, wenn mein Vater in einer Höhle ganz oben in den Blosenbergwäldern hauste. Der Franz musste 1944 zur Brixner Polizei einrücken, sodass von da an nur mehr der Thomas als Deserteurhelfer zur Verfügung stand.

Dr. Kiener, der Menschenfreund

Es gab im Tale damals einen Arzt namens Dr. Josef Kiener. Er war nicht nur Arzt, sondern auch katholisch und ein eifriger Verteidiger alles Deutschen gegen die faschistische Unterdrückungspolitik. Als sich zu Beginn der dreißiger Jahre die Seuche des Nationalsozialismus auch im Tale auszubreiten

begann, war der deutsch-tümliche Dr. Kiener eines ihrer Opfer. Es sollen ihm – vielleicht doch wegen seiner katholischen Einstellung – erst Zweifel an der neuen Heilslehre gekommen sein, als er nach dem Einmarsch der Deutschen im Jahre 1943 zu einem ärztlichen Fortbildungskurs geladen wurde, in dem es um die Tötung von lebensunwerten Leben ging, wie die Behinderten von den Nazis genannt wurden. Dieser Doktor wird heute noch als Standbild tirolischer Beharrlichkeit gegen den walschen Unterdrückungswahn verherrlicht, wie sich entsprechende Zeitzeugen erinnern.

In meinem Fall war es anders. Ich bin in meiner frühesten Jugend nirgends lieber hingegangen als in die Kirche, aber ich hatte kein Sonntagsgewand, bis sich anlässlich einer Fronleichnamsprozession die Kohler Tonia meiner erbarmte und mir eine Jacke und eine kurze Hose lieh. Die Tonia war eine Schwester des in der Nazizeit von 1943 bis 1945 eingesetzten kommissarischen Bürgermeister Josef Oberhollenzer vom Kohler und wohnte damals im alten Schulhaus zusammen mit ihrer Schwester Walpurg. Die beiden hatten drei Kinder in Pflege genommen, von denen zwei geringfügig älter waren als ich, sodass ich mit deren Gewand zurechtkam. Die Tonia hat mir und auch meinen Eltern nach dem Kriege mehrere Male erzählt, dass der Dr. Kiener ihr darauf vorgeworfen habe, sie unterstütze Deserteure. Diese Unterstützung bestand, wie gesagt darin, dass sie mir, der ich damals fast

genau zweieinhalb Jahre alt war, ein Gewand lieh, damit ich bei der Fronleichnamsprozession mitgehen konnte.

Vom Wildern, das tägliche Brot

Mein Vater besaß ein Gewehr, das er in der gesamten Zeit seiner Waldläufigkeit ständig bei sich hatte. Einmal diente es seinem persönlichen Schutz, vor allem war es eine Jagdwaffe, denn die Nahrungsbeschaffung war ein Problem. Wenn er bei Bauern arbeitete oder auf seinem Heimat- hof oder auf dem meiner Mutter vorbei kam, oder bei anderen befreundeten Leuten, dann bekam er zu essen und wann immer es ging auch noch einen Proviantvorrat mit. Aber die wichtigste Nahrungsquelle war das Wild des Waldes, und das zu jeder Jahreszeit. Wenn er wieder einmal eine Gämse erlegt hatte, brachte er beim Oberscharner entweder selbst Fleisch vorbei, oder ließ es über eine Schwester oder einen Bruder zukommen.

In diesem Zusammenhang erinnere ich mich an eine Begebenheit, die mich sehr stark beeindruckt haben muss, obwohl ich sicher nicht älter als zwei Jahre war, als ich sie erlebte. Ich sehe meinen Vater, der in der Stube beim Oberscharner aus seinem großen Rucksack eine ganze Gämse zaubert. Meine Mutter muss ziemlich glücklich geschaut haben, denn damit war nicht nur der Fleischkonsum für mehrere Wochen gedeckt, sondern der Nahrungsbedarf überhaupt. Das Problem war aber die Konservierung und vor allem die Unterbringung in der Wohnung, ohne dass

die Cille etwas merkte. Aber die war mehr ängstlich als tückisch und hat sicher öfter etwas mitbekommen, aber nie irgend etwas unternommen, was zum Nachteil meines Vaters gewesen wäre. Dass sie hie und da Angst hatte, wenn bei dunkler Nacht ein bewaffneter, halbverwildeter, bärtiger Mann ins Haus schlich, ist nicht verwunderlich, war sie doch – so zumindest ihre Version – Männern lebenslänglich aus dem Wege gegangen und mit ihren gut vierzig Jahren das Urbild einer alten Jungfrau. Meine Mutter versuchte die nächtlichen Besuche so geheim wie möglich zu halten. Mein Vater kam aber eine Zeitlang jedes Mal zu mir in die Kammer, wenn er auf Besuch weilte und weckte mich. Das stellte er dann allerdings ein, als ich seinen Besuch der Cille gegenüber verriet. Ich soll, was in der damaligen Lage nicht von Vorteil war, früher reden als laufen gelernt haben und so der Cille zum Schrecken meiner Mutter eines Morgens eröffnet haben, in der Nacht sei der Vater dagewesen, worauf meine Mutter dann doch eher beunruhigt war.

Verzweifelte Drohung

Der augenfälligste Beweis dafür, dass es nächtliche Besuche gegeben hat, war die dritte Schwangerschaft meiner Mutter und die im Juli 1944 erfolgte Geburt meiner Schwester Anna. Diese Schwangerschaft war nicht ungefährlich, denn die Dorf- bzw. Talnazis konnten sich provoziert fühlen, wenn da einer, der nicht in den Kaukasus wollte, im heimatischen Ahrntal derart deutliche Spuren setzte. Es

kam im Dorf auch das Gerede auf, jetzt werde man mit meiner Mutter und den Fratzen schon abfahren, was vielen sonst an sich braven, durchaus katholisch denkenden Menschen als eine akzeptable Maßnahme erschienen ist, damals. Meine Eltern besprachen die Lage und kamen zum Schluss, dass man dagegen etwas unternehmen müsse, weil nun eh schon alles wurscht sei. Also begab sich mein Vater eines späten Abends zum Mesner in St. Johann in seiner ganzen Deserteurausrüstung samt Gewehr, klopfte an und sagte ungefähr folgendes: „Falls meiner Frau und den Kindern etwas passiert, schüre ich dem Kohler die Bude an, und die ersten, die auf den Brandplatz kommen, werden erschossen. Lasst sie in Ruhe, sie sind für das was geschehen ist, nicht verantwortlich. Pfiet enk, güita Nocht.“

Wenn man verstehen will, warum mein Vater für die Aktion das Mesnerhaus als Bühne ausgewählt hat, muss man wissen, dass die Mesnerischen alle Dableiber waren, also nicht für Deutschland optiert hatten. Insofern war von ihrer Stelle aus ein gewisses Verständnis zu erwarten. Zumindest aber war ein Auftritt dort berechenbarer als beim Kohler, wo es von Dienstboten wimmelte, deren Reaktion nicht ohne weiteres vorherzusehen war. Die Mesnerischen waren aber mit dem Nazibürgermeister Josef Oberhollenzer verschwägert, denn eine der Schwestern des Kohlers hatte zunächst den Widenhof geerbt, den die Kohler gekauft hatten, und dann den Mesner Lois geheiratet.

Der Lois war einer der Mesnerbrüder, von denen es ein inzwischen schon fast historisches Foto gibt, das sie (ohne ihre Schwestern) alle um den Stubentisch sitzend zeigt. Links sitzt der Hansl (Johann Baptist Oberkofler, Priester und Maler, vor allem Kirchenmaler) und gleich daneben der Friedl, der von seinem Vater die Mesnererei in St. Johann geerbt hatte und ein gesuchter, wenn auch nicht ein sehr erfolgreicher „Tierarzt“ war. In der Mitte sitzt Joseph Georg, der Dichter, der im Jahre 1939 den „Volkspreis für Deutsche Dichtung“ bekommen hat. Just jenen Preis, den die Nazis als Ersatz für den Nobelpreis geschaffen hatten, was eigentlich von der Familientradition her nicht passte, weil die Mesnerischen keine Nazis waren, sondern so etwas wie das Gegenteil davon. Auf den Dichter folgte dann der Lois, der es zum Widenhofbauern gebracht hatte, indem er die Kohlertochter Anna geheiratet hatte. Den Bogen schließt dann Franz ab, der Medizin studiert hatte und in St. Johann eine Arztpraxis betrieb. Mein Vater wusste genau, dass die familiären Bindungen der Mesnerischen zum Nazi-Bürgermeister Oberhollenzer trotz der politischen Divergenzen durchaus noch bestanden und dass die Botschaft seines Auftrittes in der Mesnerstube dort ankommen würde, wo sie ankommen sollte. Tatsächlich war sie erfolgreich, denn es hat nie einen Versuch gegeben, meine Mutter in Sippenhaft zu nehmen oder sonst irgendwie „wegzubringen“. Ob auch nie daran gedacht wurde, ist freilich eine andere Geschichte.

Die „tapferen“ Weißenbacher

An sich sah das Leben der Deserteure im Ahrntal lange gefährlicher aus, als es war. Im Laufe der Zeit waren nämlich auch einige andere Ahrntaler desertiert, darunter eine kleine kompakte Gruppe von Weißenbachern, zu der zwei Brüder gehörten, die vom Marzegghof stammten und mehrere Gruppen aus St. Jakob und St. Peter, die am Obermair-, am Oberachrainer- und am Winklerhof daheim waren. Das Ahrntal war für diese Leute ein beinahe idealer Aufenthaltsort. Einmal ließen die vielen Einzelhöfe keine lückenlose Kontrolle der Personen zu, die sie aufsuchten oder sie verließen. Zum anderen hatten die meisten dieser Deserteure einen relativ weiten familiären Hintergrund, von dem aus sie auf vielfältige Art und Weise unterstützt wurden. Sehr oft waren die Aufenthaltsorte Almen oder andere besonders entlegene Orte, die von den Besitzern den Deserteuren zur Verfügung gestellt wurden. Die Verpflegung war so organisiert, dass die Deserteure selbst auf Heimathöfen hin und wieder auftauchen und mit dem Notwendigsten versorgt wurden oder dass man ihnen an vereinbarten Orten Lebensmittel hinterlegt, die sie dann, wenn die Luft rein war, abholten. Und so waren doch ziemlich einige der Deserteure relativ gut in die Ahrntaler Umwelt integriert. Natürlich bedeutet das nicht, dass die Obernazis und viele einfache Nazis es nicht auf sie abgesehen hätten. Manchmal gaben sich selbst Verwandte tapferer, als sie eigentlich

waren. So sagte der Voppl Peter in St. Jakob, ein Onkel meines Vaters mütterlichseits, er würde keinen Augenblick lang zögern, meinen Vater wie eine Katze zu erschießen, falls er seiner habhaft würde. Nach dem Krieg hat ihn mein Vater dann einmal gefragt, wie das nun mit der Katze sei. Der Peter hat verstanden, aber eingesehen hat er nichts. Die Familienangehörigen großmütterlichseits gehörten zwar zu den größten Bauern im Tal, aber nicht gerade zu deren intellektueller Elite.

Was das gefährliche Leben der Deserteure betrifft, sind zwei Phasen zu unterscheiden, Die Zeit vor dem Einmarsch der Deutschen im September 1943 war relativ ruhig, irgendwie hätte es auch den ärgsten Nazis widerstanden, wenn sie den Carabinieri Landsleute hätten anzeigen müssen. Wahrscheinlich hätten diese auch keinen allzu großen Eifer an den Tag gelegt, weil das Einfangen der Deserteure mühsam war und nicht ganz ungefährlich. Eine gewisse Gefahr ging von den Carabinieri aber trotzdem aus, war doch das faschistische Italien 1940 auf Seiten der Nazis in den Krieg eingetreten, als die Gefahr bestand, dass Italien bei der Beuteverteilung nach den Blitzsiegen Hitlers leer ausgehe könnte.

Die Situation verschlechterte sich nach dem Einmarsch der Deutschen Wehrmacht im September 1943. Von da an hatten die Eigenbaunazis den deutschen Heeres- und Polizeiapparat zur Verfügung und konnten andere Seiten aufziehen als das

vorher der Fall gewesen war. Dass die Lage ungemütlicher wurde, war im Ahrntal aber auch den Deserteuren vom Marzegghof in Weißenbach zu verdanken. Als nämlich Ende 1944 der Marzeggbauer Johann Niederkofler verstarb und er im Friedhof von Lutlach begraben werden sollte, kamen die beiden desertierten Söhne des Verstorbenen, Alois und Jakob, während der Beerdigung vom nahen Walde herunter und senkten gemeinsam mit zwei anderen Söhnen den Vater ins Grab, ein alter Brauch, der sich im Ahrntal auch nach dem Kriege noch lange hielt. Diese Tat erregte Aufsehen. Die Nazis fühlten sich provoziert und tobten sich in der Folge regelrecht aus. Bei einer daraufhin in Weißenbach durchgeführten Razzia wurden allein auf dem Marzegghof acht Personen verhaftet, darunter die Bäuerin und sechs Kinder. Dazu kamen auch einige Verwandte der Marzegger und andere Weißenbacher. Sie kamen zunächst ins Brunecker Gefängnis und von dort ins polizeiliche Durchgangslager in der Bozner Reschenstrasse, wo sie bis zum Kriegsende blieben. Die Jungbäuerin, die schwanger war, wurde als Dienstmagd zum Bruggerwirt in St. Johann verpflichtet. Der Heimathof wurde von einem Nazi aus Lutlach mit Namen Vinzenz Mairhofer zur Bewirtschaftung übertragen.

Dass man wenig später im August des Jahres 1944 auch gegen die Deserteure in St. Jakob auf die gleiche Weise vorging, war kein Zufall. In beiden Dörfern gab es bedeutend weniger Nazis als in den

anderen Ahrntaler Dörfern, was vor allem zwei Geistlichen zu verdanken war, die schon 1939 entgegen der bischöflich-pompanischen Tendenz für das Deutschwählen dagegen aufgetreten waren, was eine bedeutend niedrigere Optionsquote in diesen Dörfern zur Folge hatte, als sie sonst landesweit erreicht wurde. In St. Jakob war der Tischl Geistliche Dr. Josef Steger, damals Regens des Priesterseminars in Brixen, in Weißenbach der Außerhofer-Geistliche Dr. Peter Niederkofler, damals Theologieprofessor und ab 1946 als Nachfolger Stegers, Regens des Priesterseminars. In beiden Dörfern war die Haltung den Nazis gegenüber kritischer und den Deserteuren gegenüber wohlwollender. Die dortigen Deserteure kamen vorwiegend aus zwei Familien, der Familie Gartner vom Oberacher und der Familie Obermaier vom Obermoar. Die bei der Razzia auf beiden Höfen verhafteten Familienmitglieder verbrachten die Zeit bis zum Kriegsende im Gefängnis von Bruneck, die wehrfähigen Männer hingegen wurden – wie auch die vier Marzeggsöhne von Weißenbach – einer Strafkompagnie zur Frontbewahrung zugeteilt. Es gehörte schon sehr viel Glück dazu, dass von den Verhafteten nur einer nicht überlebte. Es war der leicht behinderte Josef Kirchlner, der den Marzeggsöhnen vor ihrer spektakulären Aktion das Feiertagsgewand auf den Lechnhof, über der Lutbacher Kirche gelegen, getragen hatte, wo sie es vor dem Begräbnis anzogen. Er wurde im Bozner Durchgangslager einem

Sondertransport zugeteilt und kehrte nicht mehr zurück.

Die Deserteure waren sich einig, mein Vater mit inbegriffen, dass die Tat der Marxegger die an sich schon schwierige Lage bedeutend erschwert hat. Einerseits gab es aber auch so etwas wie Bewunderung für die kühne Tat, andererseits klang aber schon der Vorwurf durch, dass es sich um eine kopflose Tat gehandelt hat, die nicht nur niemanden etwas brachte, sondern die Lage vor allem für die Verhafteten und zur Wehrmacht Einberufenen dramatisch verschlechterte. Dass dieses Abenteuer relativ glimpflich ausgegangen ist, hielten zumindest die Deserteure, mit denen mein Vater nach dem Kriege noch Kontakt hatte, für pures Glück.

Knapp gegangen

Mein Vater bekam den neuen, scharfen Wind auch zu spüren. Einmal nahmen die Hausdurchsuchungen bei Oberscharner zu und auch die Patrouillen von SOD-Leuten (SOD = Südtiroler Ordnungsdienst) in der Umgebung der Heimathöfe meines Vaters und meiner Mutter. Dabei kam es zu einigen recht dramatischen Situationen. Einmal wartete mein Vater beim Oberscharner hinter einer Holunderstaude in der Ecke des Gartens, bis die Cille in ihrer Schlafkammer das Licht abdrehte, um ins Haus zu kommen. Er hatte beim Schachner auf dem Rohrberg dreschen geholfen und war von der Bäuerin mit Eiern entlohnt worden, die er in einem Körbchen meiner Mutter bringen wollte. Als er so

hinter der Holunderstaude hockte, näherten sich von hinten über das Gallfeld zwei Männer und ließen sich nur wenige Meter hinter ihm außerhalb des Gartenzaunes nieder. Sie sagten: „Da sehen wir ihn auf alle Fälle, wenn er kommt. Wenn er dann im Hause ist, tun wir uns leichter.“ Da sie nur flüsterten, konnte er sie nicht erkennen, es handelte sich aber dem Dialekt nach um Leute aus dem Tal. Mein Vater überlegte nicht lange, brach unter der Staude hervor und rannte hinter dem Scharnerhaus hinunter auf die Straße und hinauf zum Gasthaus Schachen, wo er von der Straße abbog und hinter dem Schachen über die Wiese hinauf Richtung Wald und dann gegen den Tratterhof ging. Sein plötzlicher Aufbruch muss die hinter ihm passenden Treiber überrascht haben, denn er rannte schon dem Schachen zu, als er weit hinter sich das Bersten von Zaunspelten hörte, woran er erkannte, dass sie ihn nicht einholen würden und relativ ruhig in Richtung Blosenbergestapfen konnte. Meine Schwester und ich fanden am Tag darauf im Garten Eier und brachten sie der Mutter. Diese wunderte sich und fragte bei der Nachbarin nach, ob die Eier aus ihrem Hühnerstall seien. Die verneinte das und so kam es als Folge dieses Fundes für einige Zeit zu einer kulinarischen Aufbesserung der Küche. Mein Vater wagte es nicht, nach der Flucht aus der Holunderstaude an der Tratte bei seiner Mutter und den Geschwistern vorbeizuschauen, weil er nicht wusste, was die zwei abgehängten Späher alles in Bewegung

setzen würden. Er ging die wenigen hundert Meter hinüber zum Obwegishof, wo er sich im Stadel ins Stroh verkroch und dort die Nacht verbrachte. Als er am Morgen erwachte, war schon helllichter Tag. Da wurde es ein zweites Mal brenzlich, als der Bauer und sein ältester Sohn auf den Stadel kamen, um Stroh zu schneiden. Der Sohn riss mit einer Härke das Stroh vom Stock hinunter und kam dabei meinem unter dem Stroh verborgenen Vater immer näher. Schließlich rief der Bauer dann aber doch: „Für heute haben wir genug“ und sie verließen den Stadel. Wahrscheinlich wäre nichts Größeres passiert, wenn er sich den Beiden zu erkennen gegeben hätte, handelte es sich doch um die früheren Nachbarn. Aber zu Obwegis war man damals recht scharf nazistisch unterwegs, was die Sache unberechenbarer machte. Im Zuge der härteren Vorgangsweise gegen die Deserteure kam es an mehreren Orten zu regelrechten Treibjagden, an denen die obersten Dorfnaazi genauso teilnahmen, wie SOD-Leute und andere mehr oder weniger Freiwillige. Einmal war die Tratte, der Heimathof meines Vaters, das Ziel. Die Sache war einigermaßen gut vorbereitet. Es war im Spätherbst des Jahres 1944, der erste Schnee war gerade gefallen. Die Horde näherte sich dem Hause am späten Abend, als die Familie gerade den Abendrosenkranz betete. Das geschah wie auf vielen Höfen in der Weise, dass die Beter an den Fenstern auf den in der Stube reihum führenden Sitzbänken oder auf den Stubenboden knieten. Den Vorbeter machte ent-

weder der Bauer oder der Knecht. Mein Vater hielt sich auch in der Stube auf. Es war ein Zufall, dass während des Gebetes seine älteste Schwester durch das hintere Tor ins Freie ging, um auf den Abort zu kommen. Sie stürzte in die Stube zurück und warnte meinen Vater. Der griff nach dem an der Haustür bereit stehenden Rucksack und nach dem Gewehr und rannte, so wie er war, durch das vordere Haustor hinaus und über den Kirchweg durch das Feld hinunter. Es war keine Zeit mehr gewesen, Schuhe anzuziehen, er trug nur lodene Pantoffeln an den Füßen, die man im Tale „Pfössn“ nennt. Mein Vater wunderte sich später, dass ihm niemand folgte, obwohl er Schüsse hörte. Als er zu unterst im Tratterfeld war, wo der Weg hinüber zum Schmiedhof im Trippachdörfel abzweigt, ging er auf diesem Wege rückwärts hinaus, sodass es im frischen Schnee aussah, als sei da einer von draußen gekommen. Nach einigen hundert Metern wagte er es erst wieder normal weiter zu gehen. Vom Trippachdörfel ging er dann hinüber auf den Rohrberg zum Schachenhof, wo er ähnlich wie im Trippachhaus immer geduldet war und auch zu essen bekam. In diesem Falle überließ man ihm zunächst ein Paar Schuhe, bis ihm nach einigen Tagen seine eigenen wieder zugestellt wurden.

An der Tratte entwickelte sich die Lage inzwischen auf eine recht gefährliche Art und Weise. Als die Nazis nämlich wissen wollten, wer meinen Vater gewarnt hatte, eröffnete ihnen der älteste Bruder meines Vaters, es sei die

Schwester gewesen, die während des Betens in die Stube gestürzt sei und gesagt habe, draußen seien lauter Bewaffnete. Sie wurde daraufhin verhaftet und saß zwei Monate im Brunecker Gefängnis, wurde dann aber entlassen. Noch in der gleichen Nacht tauchte der Suchtrupp beim Oberscharner auf. Auch dorthin begleitete sie der älteste Bruder meines Vaters. Er war es, der meine Mutter weckte, worauf die Horde das Haus stürmte und bis auf den letzten Winkel durchsuchte, Der Anführer, ein Reichsdeutscher, schrie meine Mutter an: „Frau, wo ist ihr Mann?“ Und auf die Antwort, sie wisse es nicht, schrie er: „Sie werden noch draufzahlen!“ Meine Mutter daraufhin: „Tut mir und den Kindern was ihr wollt!“ Mein Vater fragte sich hinterher, wie er damals entkommen konnte, waren doch anscheinend wirklich ausreichend Bewaffnete mit von der Partie, die den an sich recht übersichtlichen Hofbereich an der Tratte hätten kontrollieren können. Mir gegenüber haben mehr als dreißig Jahre nach dem Kriege zwei damals beteiligte unabhängig voneinander ausgesagt, sie und andere hätten sich keineswegs freiwillig an der damaligen Jagd beteiligt, sondern seien gezwungen worden mitzumachen. Dafür hätten sie aber die Anweisungen zu schießen, nicht sehr ernst genommen. Einer sagte, er habe in die Luft geschossen, was von den Nazis auch gar nicht kontrolliert werden konnte, weil es ja bereits dunkel war. Es mag sein, dass bei exakterer Durchführung der Befehle ein Fluchtversuch unter den

damals gegebenen Umständen kaum gelungen wäre.

Gefährten im Walde

Infolge der sehr frühen Desertation meines Vaters war er lange auf sich allein gestellt. Den ganzen ersten Winter über (1943/44) verbrachte er allein. Damals war die Lage aber nicht so gefährlich, sodass er es sich leisten konnte, sich teilweise auf seinem Heimathof und in verschiedenen Futterhäusern, Heuschupfen oder Almen aufzuhalten. Das große Problem war, dass die Spuren im Schnee seinen Aufenthaltsort verraten konnten, sodass jeder Ortswechsel riskant war. Wenn man den harten Ahrntaler Winter kennt, kann man sich ungefähr vorstellen, was es bedeutet haben muss, sich über Monate im Wald aufzuhalten und größtenteils nur von dem zu leben, was der Wald hergibt. Natürlich hoffte mein Vater, lediglich einen Winter im Wald zubringen zu müssen. Er hat später dann recht eindringlich geschildert, wie ihm am Beginn des zweiten Winters zumute war, als sich das Kriegsende zwar abzeichnete, aber es doch klar war, dass es vor 1945 nicht zu erhoffen sein werde. Der Zweite Winter im Walde hatte aber den Vorteil, dass er ihn nicht mehr allein verbringen musste. Im Laufe des Jahres 1944 waren einige weitere Ahrntaler desertiert, die aus Luttach und St. Johann stammten. Die Kontakte zu zweien von ihnen wurden über die Heimathöfe meines Vaters und meiner Mutter hergestellt, wo sich die Neuen gemeldet und nachgefragt hatten, wo mein Vater sich

aufhalte. Er hat später nie davon gesprochen, dass ihm die Sache zu gefährlich erschien oder dass er dahinter ein Manöver vermutete, seiner habhaft zu werden. Er hat sich aber auch nie definitiv und für länger anderen angeschlossen, sondern immer nur für eine gewisse Zeit. Bei den anderen Deserteuren handelte es sich um Johann Kaiser vom Lahner in Luttach, den Lahna Hansl, mit dem mein Vater fast den ganzen zweiten Winter gemeinsam verbrachte, und um Josef Kaiser in St. Johann, den Koasa Sepp. Beide leben nicht mehr. Johann Kaiser blieb ledig und wohnte nach dem Kriege beim Maschtla in Luttach. Er ist schon vor längerer Zeit verstorben. Josef Leiter übersiedelte nach dem Kriege nach Mühlbach, wo er heiratete und erst vor wenigen Jahren starb. Von Rudolf Innerhofer aus Steinhaus, dem Maurer Rudl, wusste mein Vater zwar, dass er desertiert war, dem gelang es aber, sich so zu verstecken, dass er kaum Kontakt mit anderen hatte. Lange war er im Futterhaus des Kastnerhauses in Steinhaus versteckt, wo ihn die Kastnertochter Maria Duregger, mit der er ein Verhältnis hatte, mit Essen versorgte. Im Sommer hielt er sich in der Alm im Rauchhüttenkar im Zillertaler Sundergrund auf, die den Maurern gehörte. In den letzten Kriegstagen stieß ein weiterer Deserteur dazu. Es war kein Ahrntaler, aber mit einer Geigertochter aus St. Johann verbandelt, die er nach dem Kriege dann auch heiratete. Sein Name ist mir unbekannt.

Den zweiten Winter im

Walde verbrachte mein Vater gemeinsam mit dem Lahna Hansl und dem Koasa Sepp in einer Höhle hoch oben am Blosenberg unterhalb des Lercher Wasens (Lercha Wousn). Es handelte sich um eine natürliche Höhle, die sie mit Hilfe von Holz, Steinen und Moos ausbauten und abdichteten und so einigermaßen wohnlich gestalteten. Sie legten sich ein Lebensmittelmagazin an und füllten es auf, wann immer sich die Gelegenheit dazu ergab. Untertags wagten sie es nie, Feuer anzuzünden, weil die Gefahr bestand, dass der aufsteigende Rauch auf der anderen Talseite gesehen werden konnte. Da streiften sie entweder durch den Wald in der engeren Umgebung der Höhle, wobei sie aber darauf achten musste, dass sie keine Spuren zu den Wegen hin legten, auf denen auch im Winter die Bauern verkehrten, wenn sie etwa Heu oder Holz zogen. Oft lagen sie vor allem bei schlechtem Wetter tagelang in der Höhle und warteten, dass die Zeit verging. Sie hatten an der Decke der Höhle Drähte befestigt, an denen sie den Speck und die anderen Lebensmittel aufhängten, über die sie verfügten. Es gehörte zur einzigen Abwechslung im eintönigen Höhlenleben, den Waldratten zuzusehen, die sich von der Decke an den Drähten auf den Speck herunterließen, um ihn zu verzehren. Mein Vater sprach später mit Bewunderung von der Intelligenz und der Geschicklichkeit dieser Tiere. Es war übrigens eine Folge dieser nicht gewollten, aber doch notwendigen Naturverbundenheit, dass mein Vater sich im Walde

viel besser auskannte als mancher Förster oder Jäger. Man merkte, dass er über Jahre gezwungen gewesen war und auch Zeit hatte, die Natur, vor allem die Tiere zu beobachten. Das geschah deshalb mit besonderer Genauigkeit, weil das Überleben davon abhing, ob er die Natur richtig einzuschätzen vermochte. So war es kein Wunder, dass die Jäger von St. Johann ihn auch nach dem Kriege nicht aus den Augen ließen und Wilderei vermuteten. Aber er war nie Wilderer gewesen, weil ihn die Jagdleidenschaft übermannt hatte, sondern weil er – und teilweise auch seine Familie – ohne das erwilderte Fleisch nicht überlebt hätten. Als Tauschobjekte taugten auch die Nebenprodukte der Wilderei, wie etwa Murmeleöl oder Felle bzw. Pelze. Es fehlte ihm dann schon ab den frühen fünfziger Jahren ein Gewehr, das er, als es ihm zu gefährlich schien, es beim Oberscharner in der Holzhütte zu verbergen, eines Nachts genau von der Brücke in den Bach warf, über die seinerzeit die zarte und bleiche Frau die beiden Kinder gezerrt hatte, womit das ganze Malheur begonnen hatte.

Unter der Lawine

Im Frühjahr 1945 kam es im Rohrbach hoch über der Daimerhütte zu einem Unfall, der auch katastrophal hätte ausgehen können. Zusammen mit dem Koasa Sepl kam mein Vater über das große Tor vom Trippach herüber, um über das Rohrbachtal zur Schellbergalm abzusteigen, die knapp unter der Daimerhütte liegt. Dort hausten sie immer öfter, je näher es auf das Kriegsende zuging. Das Wetter war

schön und die Schnee- verhältnisse an sich gut. An einer ziemlich ausgesetzten Stelle, der man die Lawinengefahr ansah, überquerte zunächst mein Vater den Hang, und alles ging gut. Als aber der Sepl dann etwas mehr als die Hälfte des Hanges gequert hatte, kam der Hang ins Rutschen und riss ihn mit. Mein Vater ging den Lawinenkegel ab und versuchte mit seinem Zintstecken den Schnee zu durchbohren, um irgendwo auf den Körper zu treffen. Aber der dicke harte Schnee ließ das gleich schon aussichtslos erscheinen. Schließlich stieg er zur Almhütte ab, wo er übernachtete. Am nächsten Tag stieg er wieder zur Unglücksstelle auf, weil es ihm keine Ruhe ließ. Da sah er schon von Weitem einen Menschen mit erhobenen Armen den Hang herunterwanken. Mit dem Fernrohr erkannte er seinen Gefährten und eilte ihm entgegen. Dem Sepl war es gelungen, unter der Lawine die Hände vor sein Gesicht zu bekommen und sich so nicht nur eine Lufthöhle zu schaffen, sondern auch Platz zum Herauskratzen des Schnees mit den bloßen Händen. Und das tat er dann, bis er sich befreit hatte. Die Hände waren total zerschunden und die Füße erfroren, als er gegen Morgen ans Tageslicht kam. Mein Vater trug ihn bis zur Schellberghütte und holte dann Hilfe aus dem Rohrbachhofe, dem Heimathof meiner Mutter, der eine knappe Gehstunde von der Alm entfernt ist. Mit Hilfe meines Großvaters und der Brüder meiner Mutter trugen sie den Verunglückten hinaus auf den Hof. Das Problem war, dass sie au-

ßer eigenem Hausmittel keine Medizin für Erfrierungen hatten, vor allem so ausgedehnte Schäden an Händen und Füßen. Das Aufsuchen eines Arztes war nicht ratsam. Dr. Kiener kam wegen seiner ideologischen Position nicht in Frage, der andere Arzt Dr. Franz Oberkofler war zwar weder Nazi noch Optant, aber es konnte für ihn gefährlich werden, einen Deserteur zu behandeln. So wartete man zunächst zu und griff zu folgendem Hausmittel. Man ließ den Patienten am Boden niederknien und die Männer urinierten auf seine malträtierten Hände und Füße, und das mehrmals am Tag. Als man es dann doch wagte den Dr. Oberkofler aufzusuchen, sagte der, man hätte unter den gegebenen Umständen nichts Besseres tun können und verschrieb dann noch einiges andere, sodass der Sepl innerhalb von relativ kurzer Zeit geheilt war und vom Rohrbachhof wieder in die Schellbergalm wechseln konnte. Er überstand dann auch die letzten Monate als Deserteur ohne Komplikationen.

Das Kriegsende

Als der Krieg zu Ende ging und amerikanische Panzer durch das Ahrntal fuhren, befand sich mein Vater zusammen mit dem Lahna Hansl in der Schellbergalm. Sie erfuhren von den Rohrbachern vom Kriegsende und dass die Flucht zu Ende war. Zunächst zögerten sie noch einige Tag, sich wieder unter die Leute zu mischen, dann verließen sie die Alm, nachdem sie sich auf der Wand mit einer Inschrift verewigt hatten: „Hier haben zwei Kunden gehaust, aber bezahlen tun sie nicht.“

Mein Vater fand dann sofort Arbeit am Zehenthof in St. Johann. Aber schon nach wenigen Tagen kamen die Amerikaner und nahmen ihn mit, was meine Mutter schon verwunderte, weil das ohne Informationen geschah. Aber sie brachten ihn nur nach Bruneck, wo er den Entlassungsschein bekam. Dann durfte er wieder heim. Die Eingewöhnung ins Dorfleben war nicht leicht. Meine Mutter erzählte, dass er sich zunächst, wenn sie mit ihm irgendwohin ging, wie ein scheues Wild verhielt und immer zusammenzuckte, wenn sich von hinten oder von der Seite jemand näherte. Das besserte sich dann allmählich.

Die Folgekosten

Es sah bei Kriegsende so aus, als hätte mein Vater das strapaziöse Leben im Walde ohne größere Schäden überstanden. Er war durch das ununterbrochene Durchstreifen der Wälder körperlich durchtrainiert, was sich bei der ersten Beschäftigung nach dem Kriege als sehr günstig auswirkte. Damals kam den Ahrntalern ihre Lage zugute, die sie zum Schmuggeln von Waren nach Österreich und von Österreich herüber geradezu prädestinierte. Italien verfügte viel früher als das total besiegte Österreich wieder über einigermaßen genügend Lebensmittel, Österreich hingegen litt über mehrere Jahre diesbezüglich große Not. Dafür gab es in Österreich aus heute kaum noch nachvollziehbaren Ursachen z.B. Autoreifen in Hülle und Fülle, die in Italien absolute Mangelware waren. So wurde geschmuggelt, wann immer es ging. Mein Vater schloss

sich seinen Schwägern vom Rohrbachhof an und trug Lebensmittel ins Zillertal hinüber und Autoreifen herüber. Als Reifenlager diente die Holzhütte beim Oberscharner, die zu einem bestimmten Teil auch als Heustadl für den kleinen Geißstall diente. Unter dem wenigen Heu wurden die Autoreifen versteckt, die dann der Felix Crepaz aus Bruneck abholte, natürlich gegen gutes Geld. So ließ sich die erste Nachkriegszeit wirtschaftlich nicht schlecht an. Im Jahre 1946 begann dann mein Vater zu fiebern und bekam Schmerzen im linken Oberschenkel. Er suchte den Arzt auf und wurde ins Krankenhaus von Bruneck überstellt. Dort verschlechterte sich sein Zustand. Der Oberschenkel schwoll immer stärker an. Schließlich brach die Entzündung auf und es bildete sich eine ständig eiternde Wunde. Der Chirurg Dr. Rosati wagte keine Operation, er schickte meinen Vater wieder heim, heim zum Sterben. Es sei nichts mehr zu machen, sagte man ihm. Mein Vater erfuhr im Spital zu keinem Zeitpunkt, worunter er eigentlich litt. Es war halt nichts mehr zu machen. Ich sehe ihn heute noch auf der Bank vor dem Klamperer sitzen, mager und ganz bleich im Gesicht. Dort war er zugekehrt, nachdem er beim Kohler aus dem Postauto ausgestiegen war, um die stark eiternde Wunde verbinden zu lassen, denn beim Klamperer wohnte ja immer noch die Hebamme vom Anfang der Geschichte.

Meine Mutter, die damals zum vierten Mal schwanger war, war entsetzt,

was sie aber erst nachher erzählte und nicht etwa damals uns Kinder merken ließ. Sie ging in die Kirche und redete mit dem Herrgott so richtig Tacheles. Er dürfe ihr alles nehmen, sagte sie ihm, aber den Mann nicht, wo er ihn eben gerade erst über zwei Jahre durch die Ahrntaler Wälder geleitet habe und alles gut ausgegangen ist. Dann ging sie heim. Es dauerte dann ziemlich lange, bis sich eine neue Perspektive auftat. Irgendjemand empfahl meinen Eltern, es doch einmal mit dem Dr. Mutschlechner in Sand in Taufers zu versuchen. Dieser „Heschpma (Hörtmayer) Dökta“ genannte Arzt war ein Kräuterkenner par excellence und einer der ganz frühen Alternativmediziner. Er hatte den Ruf eines Wunderheilers. Der Nachteil war, dass er nur privat ordinierte und folglich die Leistungen voll zu bezahlen waren. Aber es sprach sich schnell herum, dass er das Honorar den wirtschaftlichen Verhältnissen der Patienten anpasste. Gleich vom ersten Arztbesuch kam mein Vater wie verwandelt zurück. Der Arzt hatte ihm gesagt, an was er litt und was dagegen zu machen bzw. nicht zu machen war. Vor allem machte er ihm Hoffnung, dass er mit dieser Krankheit leben können würde, wenn er etwas dagegen tue. Es handelte sich um eine chronische Knochenmarkentzündung (Osteomyelitis), die häufig durch Erkältung verursacht war. Es ging darum, den mit der Eiterung verbundenen Knochenfraß zu bekämpfen. Von einer Operation riet der Arzt ab. Er sagte, eine Operation genüge nicht, es seien mehrere notwendig, wo-

durch der Knochen derart geschwächt würde, dass er breche. Die verschriebene Medizin stellte der Arzt selber her. Der Patient musste eine Flasche Schnaps mitbringen, den er nur in einem bestimmten Geschäft in Sand in Taufers kaufen durfte. Damit zog sich der Arzt in sein Labor in einem hinteren Raum seiner Praxis zurück, und dann hörte man Gläser klirren und Flüssigkeit aufgießen. Nach etwa zehn Minuten kam er dann mit der gemixten Medizin (Kräuterschnaps) heraus und übergab sie dem Patienten. Die Einnahmenvorschriften waren auf ein aufgeklebtes Etikett gestempelt.

Mein Vater machte sich über die Gründe und Umstände der Erkrankung so seine Gedanken, nachdem er über deren Art von Dr. Mutschlechner aufgeklärt worden war. Er war sich schließlich einigermaßen sicher, die Verkühlung einem ganz bestimmten Anlass zuzuordnen zu können. Es war im Spätsommer 1944, als er hoch oben im Tripfack während eines Gewitters in einen richtigen Regenguss geriet. Da die Almen bewirtschaftet waren, wagte er es nicht, in einer unterzukriechen, sondern ging den weiten Weg heraus zur Höhle am Blosenbergl. Nachdem das Gewitter aufgehört hatte, blies ein eiskalter Wind vom Löffler herab, sodass ihm das Gewand am Körper gefror. Er konnte es erst wechseln, als er bei der Höhle ankam. In diesem Ereignis vermutete mein Vater die Ursache für seine Erkrankung. Die Krankheit nahm dann einen interessanten Verlauf. Als er die von Dr. Mutschle-

chner zusammengesetzten Medikamente nahm, trat eine deutliche Besserung des Allgemeinzustandes ein, die es erlaubte, dass er ab 1948 mehr oder weniger konstant wieder arbeiten konnte, und zwar zunächst als Handlanger beim Bau des Gasthauses Wirt an der Mahr, dann beim Bau des Baumann Futterhauses und schließlich bei der Friedhoferweiterung in St. Johann. In den folgenden Jahren begann er dann bei der Fa. Reichegger (Sand in Taufers) als Maurer zu arbeiten und blieb dann bei diesem Beruf und bei dieser Firma. Der Oberschenkel eiterte manchmal aus nur einer offenen Wunde, manchmal aber sogar aus drei Wunden. Es kam nie zu größeren Komplikationen, solange eine Wunde offen war. Erst als Ende der 60er Jahre auch diese Wunde zuheilen schien, nahmen die Schmerzen zu, sodass der damalige Gemeindearzt Dr. Reden die Aufnahme ins Krankenhaus von Brixen vorschlug. Dort war mit Dr. Hugo Aichner ein besonders guter Orthopäde Primar der betreffenden Abteilung. Der wagte eine Operation, die zur Folge hatte, dass der Knochen dann neun Jahre nicht mehr eiterte, was die Lebensqualität meines Vaters so weit erhöhte, dass er all diese Jahre danach trotz seiner Pensionierung noch weiter als Maurer arbeitete. Erst Ende der 70er Jahre begann dann der Oberschenkel wie seinerzeit im Jahre 1946 wieder anzuschwellen und zu schmerzen. Knapp nachdem der Gemeindearzt zu einer Visite gekommen war und vorschlug den Entzündungsherd zu öffnen, brach die Entzün-



Grab von Hiasl und seiner Frau Anna in St. Johann in Ahrn

derung in der Nacht von selbst auf. Von da an eiterte der Knochen wieder aus einer Wunde. Zu Beginn des Jahres 1982 verschlechterte sich die Lage erneut ganz erheblich. Die Einlieferung meines Vaters ins Brunecker Krankenhaus Ende März 1982 beschleunigte den Krankheitsverlauf. Er magerte ab und verfiel von Woche zu Woche. Am 20. Juli 1982, dem Jahrestag des Hitlerattentates, verstarb er im Krankenhaus. Die Desertation hatte ihm ein Leiden verpasst, von dem er dann nicht mehr los kam. Aber dank Dr. Mutschlechners Hilfe starb er statt im Jahre 1946 halt doch 36 Jahre später, was vor allem das Schicksal von uns Kindern gewaltig erleichterte. Unmittelbar nach dem Kriege wären wir wohl „aussibettlt“ worden, wie man es damals nannte, wenn man Waisenkinder als Pflegekinder bzw. Arbeitsklaven bei Bauern unterbrachte.

Zurück an den Anfang

Irgendwann nach dem Kriege hieß es dann, dass die Unterbrenn-Kinder wieder kommen würden. Und tatsächlich sah man sie dann eines Tages wieder über die Brücke vom Unterbrenn herüber

gehen. Sie waren inzwischen zu den Halbwüchsigen zu rechnen und erzählten, dass es ihnen „Drüben“ gar nicht gut gegangen sei. Im Sommer waren sie auf der Geireggalm untergebracht, wo sie arg zerschunden wurden, wie man es im Tale nennt, wenn jemand übertrieben viel arbeiten muss, dass er davon ganz schwach wird. Den Winter verbrachten sie auf einem Bauernhof in Viehhofen in der Nähe von Zell am See, wo sie auch zur Schule gingen. Ich weiß, dass mein Vater sie niemals danach gefragt hat, wer seinerzeit ihre Tante geschlagen und eingesperrt hat und sie entführt habe. Wahrscheinlich ließ er sie deshalb in Ruhe, weil sie ja als Kinder, die sie damals waren, Opfer der Nazibagage geworden waren. Beide hatten gesundheitliche Schäden davongetragen. Der Bub war blass und schwächlich, das Mädchen hatte es „mit den Nerven“, wie man im Tale sagt, wenn jemand psychische Probleme hat. Sie kam mehrere Male, wenn sie eine derartige Krise durchmachte, zum Oberscharner herüber und bat meine Eltern um Verzeihung. Meine Mutter winkte ab, da sei

nichts zu verzeihen, es seien andere gewesen, die Schlimmes angestellt hätten, aber nicht sie zwei, sie könnten nichts dafür. Das half zunächst, aber wenn das Mädchen nach einigen Wochen wieder auftauchte mit derselben Bitte, merkte man, dass da etwas tiefer saß. Das scheint sich im Laufe der Zeit gebessert zu haben. Das Mädchen verheiratete sich später mit einem deutschen Staatsbürger und übersiedelte zum zweiten Mal ins Reich, aber diesmal ganz legal. Sie ist bis heute im Besitz des Oberbrennhauses, das eines der alten nicht restaurierten Häuser in St. Johann ist. Ihr Bruder wurde Fabrikarbeiter und verheiratete sich mit einer Tochter des Oberlachers in St. Johann. Er baute neben dem alten Unterbrennhaus – das noch heute steht – wo er mit seiner Familie heute noch lebt.

Lebenslauf von Mathias Tasser

Geboren am 23. März 1910 in St. Johann/Ahrntal als drittes Kind des Kassian und der Katharina Innerbichler, Besitzer des Tratterhofes in St. Johann. Der Vater stammte vom Mairlhof in Großklausen

in Steinhaus, die Mutter vom Voppichlhof in St. Jakob. Nach dem Besuch der Volksschule in St. Johann musste Mathias zunächst auf dem Heimathofe beim Tratter mitarbeiten und wurde bereits mit 18 Jahren Knecht auf dem Rastbichlhof. Später wechselte er auf andere Bauernhöfe, aber immer in der gleichen Position. In den Jahren 1931/32 leistete er in Reggio Calabria den italienischen Militärdienst ab. Bei der Option optierte er für Deutschland. Am 2. Jänner 1941 verheiratete er sich mit Anna Oberkofler, geboren am 15. Juni 1907 vom Rohrbach in St. Johann. Vier Kinder. Im Jahr 1941 wurde er wegen angeblicher Beteiligung an der Entführung von zwei Minderjährigen verhaftet und zwei Monate später nach Deutschland ausgewiesen. Nach Ableistung der militärischen Ausbildung bei der deutschen Wehrmacht desertierte er im Februar 1943 vor der Abkommandierung an die Kaukasusfront. Nach dem Kriege arbeitete er als Maurer bei der Firma Reichegger in Sand in Taufers. 1953 Bau eines Eigenheimes in der Gisse in St. Johann. Er starb am 20. Juli 1982.



Das Wohnhaus in der Gisse in St. Johann/Ahrntal